



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte

Pott, August Friedrich

Lemgo [u.a.], 1856

Unüberlegtes Verlangen nach nur Einer Sprache für die Menschheit.

urn:nbn:de:hbz:466:1-15667

Auge und nur mit Rücksicht auf den Sinn lesen, unbekümmert darum, ob er auch den ganzheitlichen, in keine Einzellaute zerlegten Wort-Charakteren, wie sie der Schrift dieses so vielfach sonderbaren Chinesen-Volkes eigen sind, ihren phonetischen Werth nachsprechend unterzulegen vermöge, — der Arbeit, den Genius dieser ostasiatischen Sprache in grammatischer Hinsicht, z. B. was die so wichtige Topik der Wörter anbelangt, zu studiren, wäre er damit nicht entübrigt. Und nun, welche Halbheit! — Verständniß einer Sprache bloß nach der Schrift; ich will nur einmal nehmen der Englischen, ohne Kenntniß von ihrem Laute, von ihrer Aussprache!

Die Projecte von einer Pasiphrase oder Pasilalie, die sogar auch hier und dort aufgetaucht sind, fallen dagegen völlig ins Ungereimte. Während wir aber den Einheitsbestrebungen in der Schrift bis auf einen gewissen Punkt das Wort zu reden uns gemüßigt sahen, wollen uns die Versicherungen Einiger nicht sonderlich von dem Heile überzeugen, den es nach ihrer Meinung der Menschheit brächte, wäre diese nur im Besitze einer einzigen Sprache. Vgl. selbst den, vielleicht jedoch (s. hierüber mich *A. L. Z.* Sept. 1841. S. 82. u. Dunker *Gesch.* II. 387.) von seinem Urheber noch anders, als er in dieser Nacktheit aussieht, gemeinten Satz abermals von Leibnitz (*Opp. ed. Dutens. T. VI. P. I. p. 297.*): *Si una lingua esset in mundo, accederet in effectu generi humano tertia pars vitae, quippe quae linguis impenditur.* Die weitere Ansicht, welche gern die Vervielfältigung der Sprachen gleichsam als Folge sündlichen Uebermuths, als einen Abfall wo nicht von einer wirklichen, dann zum wenigsten von einer ideellen Einheit des Begriffs darstellte, verbunden mit dem häufig geäußerten Wunsche, es möchte die Sprachverschiedenheit, *that main barrier* *), *we may confess with Humboldt and with St. Augustine, against the establishment of the Civitas Dei, and the realisation of the idea of Humanity*, wie M. Müller, *Proposals* zu Anfange sie nennt,

has taught us the impossibility of the existence of such a cosmopolite writing.

*) Aus ähnlichem Grunde eiferte Wienbarg seiner Zeit ziemlich unverständlich gegen den Fortgebrauch des Niederdeutschen, weil er in ihm einen Hemmschuh der im Hochdeutschen liegenden allgemeinen deutschen Cultur erblickt. Als ob nicht den Deutschen Provinzialen dadurch, daß man ihnen die angeborenen Mundarten, auch in den wohlberechtigten Kreisen, verkümmerte, an Gemüth und Sitte eine viel gewissere und tiefere Wunde geschlagen wurde, als der noch überdies zweifelhafte intellectuelle Gewinn werth sein möchte, welchen man ihnen etwa durch ein noch einschneidenderes Aufzwingen des Hochdeutschen zuzuführen vermeinte. Kirche, Schule und gerichtliche Verhandlungen drücken schon jetzt mit ihrem Hochdeutsch mächtig auf ihn; und dies Verhältnis hat, seiner zweifelsohne überwiegenden Vortheile ungeachtet, doch in die andere Waagschale sicherlich auch einige Mißstände zu werfen.

hinweggeräumt werden können (was, beiläufig gesagt, zum Glücke unmöglich ist): — sie beruhen beide nur auf halben Wahrheiten, d. h. so ziemlich auf ganzem Unverstande. Daß die sprachliche Manifestation des allgemeinen Menschengenies in solcher Fülle sich auseinanderlegt und in so mannichfaltigen Sprachtypen zur Erscheinung gelangt, kann allerdings, von einer Seite her, als eine der raschen Verbreitung der Cultur über den gesammten Erdboden entgegenstehende Schranke nicht mißkannt werden. Welches menschliche Auge (natürlich eingeschlossen das des Botanikers, welchem die ungeheure Mannichfaltigkeit der Pflanzenformen nichts weniger als unwillkommen ist, ungeachtet sie sein Studium erschwert), welches menschliche Auge, wiederhole ich, wünschte, statt des tausendgestaltigen und läppigen Blumenflors etwa der Tropen, sich lieber die einförmige und allerdings gar nicht verwirrende Einerleiheit der an sich hübschen, obwohl gemeinen Calluna in den endlosen Sandflächen der Lüneburger Heide?! Erschrickt man nicht vor der grauensvollen Dürre und langweilig-schauerlichen Dede, spiegelte sich der menschliche Geist statt in tausend, etwa nur in Einer Sprache, wie vollendet, wie reich diese an sich wäre? — und, wenigstens Angesichts der ganzen unendlichen Geistesfülle, würde diese eine, immer sehr endliche Sprache doch nur als ein bettelhafter Irus dastehen. Ich beklage natürlich nicht, wenn es mit Einer Sprache auch für den Sprachforscher nur eine vergleichsweise geringe Arbeit zu thun gäbe, oder, meinetwegen auch, wenn es gar keines Sprachforschers bedürfte. Aber laut und offen würde ich beklagen, müßten wir alle geistigen Schätze der Welt, zumal der Dichtkunst*), als z. B. Kalidasa und

*) Es ist ein wohl begründetes Wort, was gelegentlich von Ascoli's *Studij orientali e linguistici* in den Grenzboten 1855 Nr. 9. S. 339 der Beurtheiler hinwirft: „Für die Poesie würde eine solche Isolirtheit (wie in Italien) manche Vortheile haben, da in dieser Beziehung durch das Weltbürgerthum alle künstlerische Physiognomie unterdrückt wird; aber gerade hier hört die Grenzmauer auf.“ — Nicht minder wahr ist die Bemerkung, die Selig Cassel Magyarische Alterth. S. 41 macht. Sie heißt: „Lappenberg spricht einmal von dem großen Werthe, den die lateinischen Chroniken vor den nationalen Werken voraus haben; wir können diese Meinung nicht theilen; in der Verschwimmung des nationalen Elementes im Christenthum ist für uns Vieles verloren gegangen; so bequem es für uns geworden ist, in dem größten Theile der christlichen Welt nur mit einer Form zu thun zu haben, in der der historische Inhalt erscheint, in der Sprache eben liegt der wahrhafteste Schmelz des Originellen; historischer Inhalt ohne seine ihm eigene Sprache ist ein der schönsten Zweige entbehrender Baum. Ein gleich langer Schatten fällt von der Christlichkeit auf alle Produkte des Mittelalters; die lateinische Sprache hat als Organ dieser Christlichkeit die Nationen an einander gerückt, und mit wahrhaft kosmopolitischem Sinne Literaturen und Völker verschmolzen; aber wie diese Verschmelzung nur eine äußere war, nur ein Himmel, der über

Saffi, die Davidischen Psalmen und Homer, Horaz und Dante, Shakespeare, Göthe, Calderon u. s. w. sammt und sonders, in ein

dem rohen Chaos verschiedener Unkultur unter den Nationen lag, wog sie den eigenthümlichen Verlust des wahrsten Schmelzes nicht auf, der uns durch diese allgemeine Farbe verwischt worden ist. Das Christenthum in seiner allerdings kosmopolitischen Bedeutung hat gegen die Nationalität den Vernichtungskrieg geführt; die Geschichtsschreibung kann es nur bedauern, daß hiedurch ein Schleier auf die eigentlich nationalen Momente gefallen ist." — Ich schliesse daran einige Worte Schleicher's aus seiner Rede über die Stellung der Vergl. Sprachwiss. (s. weiter unten) S. 22: "Während wir in dem Einflusse, den unsere Wissenschaft auf die Erhaltung der vorhandenen Sprachen zu üben vermag, eine heilsame und dem Geistesleben des Menschen förderliche Seite derselben überblicken, so fehlt es doch nicht an andern Denkenden, denen das Verschwinden einzelner Sprachen als Vereinfachung der sprachlichen Verhältnisse eine willkommene Erscheinung ist, welche sie eher gefördert als gehemmt wissen möchten. Die Thoren! Nicht in einer einzigen Nation, nur in der Fülle derselben kommt der Begriff der Menschheit zur Erscheinung, je reicher diese Fülle, desto vollkommener kann er sich entfalten: jede aussterbende Sprache und mit ihr schwindende Nationalität ist ein unerseßlicher Verlust. Alles Hohe, was den Menschen beseelt, Religion, Wissenschaft und Kunst tritt um so vollkommener ins Dasein, durch je verschiedenere und mannichfaltigere Nationen es verwirklicht wird. Verschiedenheit in Sprache und Nationalität ist die Bedingung des wahren Geisteslebens, die Triebfeder des Fortschrittes. Bewahre uns der Himmel vor einer todten Gleichförmigkeit in Sprache und Nation!" — Man höre auch die dichterischen Klagen Chateaubriand's Memoiren II. 122. Stuttg. Ausg. von Fink: "Man suche in Amerika nicht mehr die künstlich eingeführten politischen Verfassungen, deren Geschichte Charlevoix geschrieben hat: die Monarchie der Huronen und die Republik der Irokesen. Etwas, was dieser Zerstörung gleicht, hat auch in Europa statt gefunden und findet noch vor unsern Augen statt. Ein preussischer Dichter besang bei einem Bankett des Deutschordens ums J. 1400 als alter Preuße, die Heldenthaten früherer Krieger seines Landes. Niemand verstand ihn, und man gab ihm zur Belohnung hundert hohle Nüsse. Heut zu Tage verschwinden das Niederbretagnische [Chateaubriand ist aus der Bretagne gebürtig!], das Gälische, das Baskische von Hütte zu Hütte in demselben Maaß, wie die Ziegenhirten und die Ackerleute aussterben. — In der Englischen Provinz Cornwallis erlosch die Sprache der Eingebornen gegen das J. 1676. Ein Fischer sagte zu einigen Reisenden: "Ich kenne kaum noch 4 oder 5 Personen, die bretagnisch sprechen und das sind lauter alte Leute, wie ich, von 60 bis 80 J. Alles was jung ist, versteht kein Wort mehr." — Die Völkerschaften des Drinoco sind nicht mehr vorhanden; von ihrem Dialekt übrig, nur noch ein Duzend Worte, und diese werden auf den Baumgipfeln von Papageien gesprochen, welche wieder frei geworden sind, wie die Drossel *Agrippina's*, die auf den Balkonen der römischen Paläste griechische Worte zwitscherte. Das wird früher oder später auch das Schicksal unseres verschiedenen modernen [romanischen?] Kauderwälsch sein, das ja doch nur aus Trümmern des Griechischen und Latein besteht. Ein

und derselben Sprache, und wäre es der gepriesensten eine, wie die Griechische, lesen! Ich halte es in diesem Falle entschieden mit dem farbetrunknen, prägnanten, charaktervollen Individuellen entgegen dem matten, abgeblästen und saftlosen Allgemeinen. Auch lebe ich der Meinung, daß die in letzter Instanz einheitliche Bildung des Menschen im Kampfe eben mit dieser Mannigfaltigkeit volllicher und sprachlicher Entwicklung, wie Antäus beim jedesmaligen Berühren des Bodens, stets neu-gesteigerte Kräfte sammelt und zur Ausübung bringt, während sie, wäre es anders, der Stillstand leicht zur Verwesung und Fäulniß verdammt. Vielleicht ist es von einer höheren Walthung zweckvoll so bestimmt: es sollen in wohlthätigem Antagonismus durch bloße Verkehrs-Berührungen oder auch durch die noch tiefer gehende Mischung von Völkern verschiedener Sprache und verschiedener Abstammung, z. B. passivere Naturen mittelst activ thätigerer und begabterer, aus dem Schlummer in die Höhe gerissen, und überhaupt am Baume der Menschheit nach und nach und am verschiedenen Ort immer mehr prächtige Blüten und Früchte zur Entfaltung hervorgetrieben werden.

Freilich wollen wir nicht auch das Unbequeme hinwegleugnen, das den Staaten-Regirern aus Mehrsprachigkeit ihrer Unterthanen entspringt. Es erklärt sich daraus das häufige Streben, von Staats wegen schwächeren Nationalitäten, nachdem sie ihre politische Selbständigkeit verloren haben, auch noch ihren eigentlichen Lebensathem, die angeborne Sprache, zu entziehen. Ich schweige jetzt von der, auf möglichste Ausrottung der Sprachen unterworfenener Völker systematisch gerichteten Politik der Römer, welche ihnen theilweise nur zu gut gelang. Auch lasse ich Ludwig's XIV. und Napoleon's ähnliche Bemühungen, dem Französischen, z. B. in der Diplomatie, das Uebergewicht zu verschaffen, bei Seite. Ich

aus dem Käfig des letzten Frankogallischen Pfarrers entflohener Nabe wird sich auf einen verfallenen Kirchturm setzen und dann unsern Nachkommen, fremden Völkerschaften zurufen: „Genehmigt diese letzten Anstrengungen einer Stimme, die euch bekannt war: Ihr werdet all' solchem Gerede ein Ende machen.“ — Und S. 125: „Wir besaßen jenseit des Oceans bedeutende Länderstrecken etc. Jetzt sind wir von der neuen Welt, wo das Menschengeschlecht von Neuem beginnt, ausgeschlossen: die englische, die portugiesische und die spanische Sprache dienen in Afrika, in Asien, in Oceanien, auf den Inseln der Südsee, auf dem Festlande der beiden Amerika vielen Millionen Menschen zu Verdolmetschung ihrer Gedanken; wir aber, die wir das Erbtheil der Eroberungen unsers Mutbes und Verstandes verloren haben, wir hören kaum noch in einem Dorfe Louisiana's und Canada's die Sprache eines Colbert und Ludwig's XIV. reden: sie ist nur noch als Zeuge für den Umschlag unseres Glückes und für die Fehler unserer Politik!“ — Wie auch das Frisische auf Wangerog unaufhaltsam seinem Schicksale entgegen eilt, ersieht man aus Ehrentraut's Frisischem Archiv.